

(Nachdruck verboten.)

103

Der Bauernführer.

Roman von Franz Kahler.

Dr. Thal war allein am Tische zurückgeblieben, da Nessel, dem Beispiele Tesmer's folgend, sich unter den Polinnen ebenfalls eine Tänzerin gewählt hatte, und schaute gedankenvoll in den Saal. Von Zeit zu Zeit, wenn Hedwig am Arme ihres Tänzers vorüberflog und ihn mit ihrem heiteren Lächeln grüßte, verschwand auf Sekunden der ernste Ausdruck in seinem Gesichte, und mechanisch glitt seine Rechte über den braunen Schnurrebart, wie um ein Lächeln zu verbergen.

Thal's Verhältnis zu Tesmer war in der letzten Zeit immer gespannter geworden. Er fühlte, daß die Entwicklung der Fabrik immer entschiedener zu einer Krisis drängte. Tesmer schien entschlossen, mit allen Mitteln die Leitung des Etablissements in seine Hände zu bringen. Thal, der wohl wußte, daß dies gleichbedeutend war mit einer schweren wirtschaftlichen Schädigung der übrigen Theilhaber, sträubte sich mit allen Kräften dagegen, Tesmer bei diesem Unternehmen seine Hilfe zu leihen. Die ganze Art und Weise, wie dieser ihn auf seine Seite zu ziehen versuchte, empörte ihn tief als ehrlichen und gebildeten Menschen. Nicht ohne ein Gefühl tiefster Bitterkeit fühlte er die Demüthigungen, die in den bald offeneren, bald versteckteren Bestechungsversuchen oder Drohungen dieses ordinären Emporkömmlings lagen. Mehr als einmal war er entschlossen gewesen, seine Stellung aufzugeben oder, was fast dasselbe war, vorläufig jeden Verkehr mit Tesmer abzubrechen. Allein zweierlei hatte ihn bisher davon abgehalten. Er war arm und auf seine immerhin einträgliche Stellung angewiesen; auch war Tesmer einstweilen noch nicht Herr der Situation, zum Aeußersten hatte er also noch Zeit. Dann aber war es die Liebe zu Hedwig, die ihn immer wieder an diese Stelle bannte.

Auch heute, als er mit scharfen Augen das Poffenspiel vor der Villa gemustert, die Schaar elend aussehender, von der Arbeit und den Sorgen krumm gebeugter Männer und Frauen gegenüber dem fatten, würdevoll niederschauenden Tesmer, die Reden und Gegenreden kritisch abgewogen hatte, trieb es ihn fort aus dem Bereich dieser Komödie. Am meisten empörte es ihn stets, wenn Tesmer, seiner Gewohnheit gemäß, mit Gottes Namen Unfug trieb und seine durch die niedrigsten Mittel menschlicher Mänke und Tücke erreichten wirtschaftlichen und sozialen Erfolge als ein Werk des Allmächtigen hinstellte. Die unwissende, gutmüthige Masse seiner verelendeten Arbeitsflaven mochte dieser rücksichtslose Dorspotentat durch solche Mittel wohl täuschen, nicht aber ihn, der gelernt hatte, den Schwindel der Tesmer'schen Existenz klar zu durchschauen.

Ein Ekel hatte ihn erfaßt, und er wäre sicher fortgegangen, wenn nicht Hedwig ihn dringend gebeten hätte, zu bleiben. Da war er wieder schwach geworden, wie schon so oft. O, er fühlte es, die ihn immer stärker erfassende Liebe zu diesem Mädchen war seine Schwäche geworden. Und diese Leidenschaft mußte sein Verhängniß werden, wenn er nicht bei Zeiten sich aus ihrem Banne riß. Denn diese Leidenschaft war ja eine hoffnungslose. Nicht daß er an Hedwig's Gegenliebe zweifelte, nicht daß ihm der gewiß hartnäckige Widerstand Tesmer's unüberwindlich schien; nein, aber er war nicht mehr rei. Er hatte seine Hand bereits einer anderen verpfändet, ehe er Hedwig kennen gelernt. Eine unverzeihliche Feigheit, die Folge seiner Leidenschaft, hatte ihn bis heute gehindert, dem verhängnißvollen Liebesspiele ein Ende zu machen. Jeder Tag des Bögnern hatte ihm das Zurücktreten schwerer gemacht, und nun stand das Glück dreier Menschen auf dem Spiele: das Glück seiner Braut, das Glück der Geliebten und sein eigenes.

„Robert!“ flüsterte eine Stimme neben ihm. Er schrak zusammen. Hedwig stand an seiner Seite. Der Tanz war zu Ende; dreimal war sie an ihm vorübergekommen, ohne daß er ihr Lächeln erwidert hätte, und nun betrachtete sie ihn mit einem vorwurfsvollen Blicke. „Robert,“ wiederholte sie, „weshalb so finster? Ich bin ja so glücklich!“ Verstoßen hatte sie mit leichtem, flüchtigem Druck seine Hand berührt und setzte sich dann an den Tisch, mit ihrem Taschentuche das erhitzte Gesicht kühlend.

Thal konnte nicht antworten, denn schon traten Tesmer und gleich darauf auch Nessel und Rosa an den Tisch. Nessel warf einen raschen Blick auf Hedwig, gerade als diese hinter ihrem Taschentuche Thal ein verstohlenes Lächeln zeigte, was dieser kaum merkbar erwiderte. Auf Nessel's Stirn trat eine leichte Falte. „Es scheint doch wohl gerathen zu sein, diese unschuldsvollen Schäflein etwas strenger unter die Augen zu nehmen,“ dachte er.

Tesmer hatte inzwischen sein Glas und noch ein zweites mit Wein gefüllt und wandte sich nach der Stelle des Saales, wo er seine Tänzerin vernuthete. „Kathinka! Mädel, wo bist Du? Komm her, Du sollst einmal anstoßen mit mir!“

Die junge Dirne war schüchtern hinter ihre Genossinnen getreten und wollte sich trotz vielen Zuredens nicht bewegen lassen, an Tesmer's Tisch zu kommen. Erst auf ein nochmaliges „Na, wie wird's, Katharinchen!“ trat sie, mehr geschoben als freiwillig, an den Tisch.

Kathinka war in der That ein hübsches Mädchen. Trotz der ärmlichen Kleidung, deren einziger Schmuck ein großes, buntes Halstuch war, das den schlanken Hals freiließ, kam ihre feine und doch kräftige Gestalt voll zur Erscheinung. Schwarze, üppige Haare, dunkle Augen, ein kleiner frischrother Mund und die jugendfrischen Wangen harmonirten prächtig mit der von der Sonne gebräunten Gesichtsfarbe. Tesmer, der für Frauenreize sehr empfänglich war, betrachtete sie mit wohlgefälligen Blicken. Er gab ihr das eine Glas in die Hand und ließ das seine daran klingen. „Auf Dein Wohl, Mädel! Dein Schatz soll leben!“

„Ich habe keinen Schatz, Herr Tesmer,“ kam es halb unwillig zurück.

„Nun, dann trink auf mein Wohl, närrisches Ding. Aber trink, der Wein ist dazu da!“

Damit drehte er Kathinka den Rücken und setzte sich an den Tisch, ohne weitere Notiz von ihr zu nehmen.

Die Dirne trank einen kleinen Schluck, um den sie ihre Freundinnen ringsum beneideten, stellte rasch das Glas auf den Tisch und verschwand im Gedränge.

Bald darauf brach auch Tesmer mit seinen Gästen auf. Für ihn war der patriarchalische Kummel längst ein lästiger Zwang; nur nach außen hin konnte er den alten Brauch nicht ganz fallen lassen. Bis zum Diner, das um sechs Uhr in der Villa stattfand, konferrirte er eifrig mit dem Pastor und Dr. Nessel, während Thal und Hedwig die Zeit zu einem Spaziergange durch die Felder benutzten.

Das Diner verlief, wie immer, sehr lebhaft. Es war ein alter Brauch, nachher noch auf ein halbes Stündchen nach Hogwitz zu gehen und sich unter den Arbeitern zu zeigen. Da Tesmer aber heute keine Lust verspürte, um dieser alten Gewohnheit willen seine Besprechungen mit Dr. Nessel und dem Pastor abzubrechen, bat er Thal, ihn zu vertreten. „Und da einer von uns schon hinüber muß, kannst Du ja den Herrn Doktor begleiten, Hebe,“ fügte er hinzu.

Niemand war zufriedener mit diesem Vorschlage als Hedwig. Sie war in ihrem jungen, freudereichen Leben wohl nie glücklicher gewesen, als jetzt, wo sie am Arme des geliebten Mannes schweigend durch den langen, dunklen Laubengang des Parkes schritt. Auch als sie aus dem Schatten der Bäume ins Freie traten und die weite, mondbeglänzte Ebene vor ihnen lag, gingen sie noch schweigend eine zeitlang einher.

„Wie glücklich bin ich doch heute!“ kam es plötzlich über Hedwig's Lippen.

Statt einer Antwort beugte sich Thal zu ihr hernieder und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen.

Die kurze Strecke nach Hogwitz erschien ihnen wie in einem Augenblick zurückgelegt.

Im Tanzsaal herrschte ein lautes Treiben. Das Freibier und die Festesfreude thaten ihre Wirkung. Die Musikanten spielten unermüdet drauß los, und die Paare wogten in einem allgemeinen Gedränge durch den Saal. Eine feine Staubwolke schwebte über den Tanzenden, die röhlich brennenden Lampen umflorend, und von Zeit zu Zeit getheilt durch die kühle Abendluft, die durch die geöffneten Fenster strömte.

Beim Bekanntwerden von Hedwig's und Thal's Ankunft verstummte die Musik, um sofort in einen Lusch überzugehen. Die Paare standen still und stimmten lärmend in die Hochrufe

der übrigen ein. Thal dankte mit kurzen Worten, erklärte den Zweck seines Kommens, und die Musik spielte von neuem zum Tanze auf.

Thal und Hedwig tanzten einige Reigen mit, dann traten sie, ohne viel Aufsehen zu erregen, den Heimweg an.

Mit einer Fluth fast tageshellen Lichtes übergieß der Mond die Ebene. Dunklen Schatten gleich ragten in der Ferne die Gebäude der Fabriken und die Baummassen des Tefmer'schen Parkes aus der silbernen glühenden Fläche der Felder. Die Luft war frisch und erquickend. Langsam erstarben die lustigen Klänge des Tanzsaales.

Wie auf dem Hinwege waren sie wortlos, dicht aneinandergeschmiegt einhergegangen. Mehrmals blieb Thal stehen, warf einen unruhigen Blick auf die friedliche, schweigende Gegend und setzte dann seinen Weg wieder fort. Er schien mit einem Entschlusse zu kämpfen. Dieses auffallende Benehmen entging Hedwig nicht.

„Robert!“ flüsterte sie leise, „Robert, Du bist heute so selbstsam, so unruhig, daß auch ich eine gewisse Bangigkeit fühle. Fehlt Dir etwas?“

Beim Klange dieser Stimme schien Thal aus einem tiefen Traume zu erwachen.

„O, nichts, nichts! Geschäftliche Sorgen! Du weißt, in einigen Tagen beginnt die Kampagne und da hat man den Kopf voll. Und dann . . .“ Er stockte.

„Und dann?“ fiel Hedwig ein, „was dann? Robert, Du verbirgst mir etwas. Seit einiger Zeit bist Du wie umgewandelt, weichst mir aus . . . Was soll das bedeuten?“

Thal hatte in der That in den letzten Wochen den Versuch gemacht, aus dem Bannkreise seiner Leidenschaft zu kommen. Die zwei Jahre, die er seiner Braut als Ziel für die Hochzeit gesetzt hatte, waren in wenigen Wochen um. Ein Aufschub war nicht länger möglich, da er seit seiner endgiltigen Anstellung als Direktor der Fabrik eine gesicherte Existenz und somit keinen weiteren Grund für ein Hinausschieben der Hochzeit hatte. Aber woher den Muth zu einem entschlossenen Bruche nehmen, nachdem er in unverzeihlicher Schwäche zugegeben hatte, daß das Band zwischen ihm und Hedwig Tefmer sich immer fester gestaltete? Je mehr er die Lage überdachte, ihrer Herr zu werden suchte, um so unschlüssiger wurde er in seinen Vorsetzungen. Und doch, er mußte sprechen, er konnte diese Lüge nicht länger bestehen lassen, das Verhängniß mußte seinen Lauf nehmen. Er liebte Hedwig über alles, mit jener Tiefe, wie sie geistig und sittlich vornehmen Naturen eigen ist. Sie schienen beide auch wie geschaffen für einander und von der ersten Stunde ihres Begegnens lebte in beiden die Ueberzeugung, daß sie zu einander gehörten. Willenlos überließen sie sich dieser aufkeimenden Neigung. Thal sah zwar die großen sozialen Schwierigkeiten, die sich einer Heirath mit der Tochter des reichen, ehrgeizigen Tefmer entgegenstellen, auch begegnete er dem Bilde seiner Braut unendlich oft; allein die Stimme seiner Leidenschaft war stärker als die seiner Vernunft. Nach kurzem Widerstreben gab er den Kampf auf, überließ sich sorglos dem berückenden Traume. Um so fürchterbarer war sein Erwachen gewesen.

„Robert, so sprich doch!“ fuhr Hedwig fort, als Thal plötzlich stehen blieb und ihren Arm frei ließ. „Dich drückt etwas, Du verbirgst mir etwas!“

Thal hatte ihre beiden Hände erfaßt und sah ihr voll ins Gesicht.

„Ja, Hedwig, mich drückt etwas und zwar so schwer, daß ich fürchte, es erdrückt mich noch ganz! — Hedwig, wir müssen Abschied nehmen von einander!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sein Freund.

Von G. Essner.

Ein . . . zwei . . . drei . . . vier . . . Der Schlag der Uhr klang hell durch das große, behaglich durchwärmte Arbeitszimmer.

Während der letzte Glockenton in leisen Schwingungen erstarb, legte der Mann am Schreibtische die Feder beiseite, schob den Sessel zurück und trat an das Fenster. — Ein dichtes Schneegelb überfüllte die Straße, von der man hier oben nichts wahrte als die hellumflorken Lichter der Laternen.

Schon vier Uhr! Die Nacht geht zu Ende. Nur keine Müdigkeit, Alter, die Arbeit muß fertig werden! Seine Excellenz würden schöne Augen machen, wenn ich um 10 Uhr mit dem unfertigen Material zum Vortrage käme! . . . Eine Schuld trübe mich allerdings nicht. Denn fast drei Stunden mußte ich nach Schluß der gestrigen Parlaments-Sitzung auf den Minister warten, ehe ich

ihm über die stürmische Verhandlung Bericht erstatten konnte. Endlich, abends um 9 Uhr, kam er an in der besten Laune. Er lachte über meinen ersten Bericht; er lachte über meinen Eifer, mit dem ich ihm die Ergreifung von Gegenmaßregeln nahe legte. Als ich ihm die Schwierigkeit der Lage vorhielt, machte er, wie gewöhnlich, ein rasches Ende. „Mein lieber Herr Staatssekretär, thun Sie, was Sie für das Nichtigste halten. Sie haben freie Hand, verstehen den ganzen Schwindel auch hundertmal besser als ich. Morgen um 10 Uhr erwarte ich Sie zum Vortrage. Und nun gute Nacht, mein lieber, alter Freund! . . . Doch halt! Hier sind noch einige Papierte, die ich für die laufende Verhandlung heraussuchen ließ. Vielleicht werfen Sie noch einen Blick mit hinein. Ich bin heut wirklich nicht in der Stimmung, sie durchzusehen.“ Damit gab er mir das Papierbündel und ließ mich stehen. Und nun liegt er lächer sorglos, als ob es weder ein Parlament, noch eine Opposition gäbe, im ruhigsten Schlafe, während ich . . . Nun ja, so war es immer! . . .

Blitzschnell zog sein vergangenes Leben an ihm vorüber. . . . Die freudlose Jugend, die an Entbehrungen reiche Studienzeit, die einsamigen Jahre im Hause des Grafen Gerling. Otto, der einzige Sohn des Grafen, der heutige allmächtige Minister, machte dem armen Hanslehrer schon damals viel zu schaffen. Aus dem übermüthigen Knaben, dem verhätheltesten Liebling aller, war ein noch leberlustigerer Mann geworden. Spielend hatte er seine glänzende Karriere gemacht. Als der kaum 45jährige Otto den Ministeressel bestieg, wählte er / sich seinen ehemaligen Erzieher, dem er trotz seiner Abneigung gegen diese Menschenkategorie stets eine freundschaftliche Gesinnung bewahrt hatte, zum ersten Gehilfen. Diesem kam der plötzliche Glücksfall sehr gelegen. Drei Jahre vorher hatte er geheiratet, ein junges, schönes Weib, das er anbetete. Indessen die Jugend stellt Ansprüche an das Leben, und das magere Einkommen des untergeordneten Beamten reichte nicht hin, um die Wünsche der jungen Frau zu befriedigen. Mit einem Schlage war das jetzt anders. Kopfüber stürzte sie sich in den Strudel des neuen Lebens. — Um so schwerer lastete die Bürde des arbeitsreichen Amtes auf ihrem Manne. Manche Nacht gleich der heutigen hatte er in angestrengter Thätigkeit durchwacht. Aufregungen, Widerwärtigkeiten aller Art hatten seine Nerven zerrieben, und mehr als einmal war ihm der Wunsch gekommen, als einfacher Subalternbeamter die alte Ruhe und Gemüthlichkeit seines Daseins wiederzugewinnen. Dahin waren vor allem die traulichen Abende an der Seite des geliebten Weibes, in der Stille eines bescheidenen Heimes . . .

Der Staatssekretär nahm seinen Platz am Schreibtische wieder ein. Der Gedanke an sie hatte alle Müdigkeit von ihm hinweggeschwächt. Er öffnete das Papierbündel, das ihm der Minister gegeben hatte, und begann zu lesen. Nach wenigen Minuten jedoch übermannte ihn die Müdigkeit von neuem, das Blatt entsank seinen Händen, er schlief ein . . .

Wieder waren es die hellen Glockenschläge der Uhr, die ihn aus seinem Halbschlummer emporhreckten.

„Eingeschlafen? Bei der Arbeit eingeschlafen? Das ist das erste Mal. Sollte der Doktor doch Recht haben, daß ich überanstrengt sei, mich schonen müsse? Schonen? Gerade jetzt ausspannen, wo uns die Kammeropposition so hart zusetzt? Das Lachen des Herrn Ministers möchte ich hören, wenn ich morgen um Urlaub einkäme! „Und Ihre Frau, Herr Staatssekretär, was sagt die dazu, jetzt, kurz vor Beginn der hohen Saison?“ so höre ich ihn zum Schlusse fragen. Und wieder klingt sein Lachen so überlegen, so übermüthig! . . .

Ja, meine Frau! . . . Wie glücklich fühlt sie sich nicht in dem rauschenden Trubel der Gesellschaft! Und nun auf einmal sollte diese Herrlichkeit wieder zu Ende sein? . . . Nein, er konnte ihr diesen Schmerz nicht anthun; der Doktor übertrieb sicher. Ihr zu Liebe wollte er ausharren, sich ermannen und auch den heutigen Müdigkeitsanfall überwinden. War es doch gerade vor oder nach jenen glänzenden Festlichkeiten, wo ihr übervolles Herz in alter Häßlichkeit für ihn schlug, wo sie ihm glückstrunken um den Hals fiel und ihn wieder ihren lieben, guten, alten Hans nannte wie ehedem.

Wieder blätterte er in dem Papierstoh . . .

Plötzlich zuckte er zusammen. Zwischen den Schriftstücken lag ein zierliches, duftendes Briefcouvert mit den eleganten, ihm so wohl bekannten Schriftzügen seiner Frau. „Seiner Excellenz, dem Staatsminister Herrn Grafen Gerling.“

Ein Gedanke durchblitzte sein Hirn, ein freudiger, sonniger Gedanke, der ihn fast anjubeln ließ. Kein Zweifel, sie hatte geahnt, wie mannhafte er ihr zu Liebe auf seinem Posten ausharrte! Sie wollte dieses Opfer nicht annehmen und hatte sich heimlich an den Minister mit der Bitte um Urlaub für ihn gewandt. „Endlich, endlich, habe ich Dich ganz wieder, geliebtes Weib! Wie will ich Dir's danken!“ Leidenschaftlich drückte er den Brief an seine Lippen. Dann faltete er hastig, mit zitternden Händen das Blatt auseinander und las:

„Geliebter! Du kommst, Du kommst! O, wie ich den Augenblick herbeisehne, wo ich Dich wieder an meine Brust presse! — Um den heutigen „großen Tag“ im Parlamente mache Dir nur weiter keine Sorge; den wird unser lieber, guter, alter Hans schon allein durchfechten. Deine Maus.“

Kleines Feuilleton.

— **Deutschlands Bahnhöfe.** Einer kürzlich veröffentlichten Zusammenstellung über die in den letzten 20 Jahren vollzogenen Umbauten von Bahnhöfen in Deutschland entnehmen wir, daß hierfür ganz außerordentlich hohe Summen verausgabt wurden. So für den Umbau des Zentralbahnhofs in Frankfurt a. M. 35 Millionen, des Bahnhofs Köln 24 1/2 Millionen, Hannover 20 Millionen, Mainz 18 Millionen, Düsseldorf 16 Millionen, München-Zentralbahnhof 16 Millionen, Halle 10 Millionen, Hof (Gemeinschaftsbahnhof für Sachsen und Bayern) 6 1/2 Millionen, Erfurt 6 200 000, Münster 3 1/2 Millionen, Hildesheim 2 600 000, Metz 1 100 000, Hamm 1 Mill., Dortmund 700 000 Mt. Für den Umbau des Bahnhofes Dresden, der auf 35 Millionen Mark veranschlagt war und der erst im nächsten Jahre vollständig fertiggestellt werden dürfte, erwachsen 56 Millionen Mark Kosten. Die meisten Personengleise (18) hat der Personen-Bahnhof Frankfurt a. M., nach ihm kommt München mit 16 Gleisen; hierzu kommen jedoch, seitdem der provisorische Starnberger Sommer-Bahnhof angebaut ist, noch weitere fünf Gleise für den Starnberger Verkehr und den Vorortverkehr nach Pasing und Planegg; der Stuttgarter Bahnhof hat acht, der Düsseldorfer zehn, der Kölner acht Personengleise. Im Bahnhof Mainz sind vier, Hannover neun, Straßburg fünf Personengleise. Die Länge der drei Frankfurter Bahnhofshallen beträgt 186, die Breite 178 Meter; die vier Münchener Bahnhofshallen haben eine Breite von 150, die Länge jeder Halle ist 140 Meter. Die Mainzer Bahnhofshalle hat eine Breite von 80 Metern, die Länge der Halle in Düsseldorf beträgt 167 Meter. —

Theater.

— **Jugendlich pathetisches Wollen und geringfügig bildnerisches Können,** das sind die Kennzeichen des Hamburgischen Drama's „Illusionen“ von Karl Münderberg. Das Schauspiel, dessen Verfasser einem Hamburgischen Patriziergeschlecht angehört, hat in Hamburg einiges Aufsehen erregt, und ist am Sonntag vor dem Publikum der „Freien Volksbühne“ im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ebenfalls mit lebhaftem, an einer Stelle sogar mit demonstrativem Beifall aufgenommen worden. Der Beifall indessen galt wohl mehr der gutgemeinten Tendenz, die sich gegen ein wüßtes Vokalpotentatentum lehrt.

Zur überwuchernden Fülle jener Jugenddramen, in denen die Söhne sich gegen die Enge der Familie und der nächsten Umgebung lehnen, zählen auch Münderberg's „Illusionen“. Für die ganze literarische Epoche unserer Tage war diese Erscheinung überaus charakteristisch, und charakteristisch für das gesammte, an Zahl so üppige Dichtergeschlecht bleibt es, daß man fast nie über ein gewisses, rührfames Mitleid mit sich selbst hinauskam. Das macht den tyrisch-knabenhaften, weinerlichen Ton aus, dessen Spuren selbst in den besten Werken unserer deutschen Zeitliteratur wiederzukehren. Gewiß, Tyrisch-Knabenhaftes, unreife Schwärmereien sind auch Merkmale der Sturm- und Drangperiode des vergangenen Jahrhunderts. Nur gab man sich da nicht mit Kleinigkeiten, mit dem ärmlichen Familienjammer ab, man winselte nicht wegen einiger Nachenschläge, denen Keiner im Leben entgeht. Dem Kerl, der rebellirte, mußte schon etwas Lichtiges widerfahren sein, es mußte ihn ein starker Weltkehl, wie den Karl in den „Räubern“ erfaßt haben. Dann aber trat er bei allem Knabenhaften Troß mit heißer, leidenschaftlicher Energie für die ganze große Menschheit ein, die in ihm selbst mißhandelt wurde. Es war das ausgeglichene Wesen einer emporkommenden Generation, und was sich heute in den Klagenrufen der Münderberg und Genossen vernehmen läßt, sind die wehleidigen Betrachtungen einer Dichterschaa, die Unwürde wohl empfindet, aber unmächtig ist, mit einem stürmischen Donnerwetter drein zu fahren, sondern lieber weichlich verzagt. Wer diese Art von kleinen Dichtermelancholien jahrelang über sich ergehen ließ, der ist durch Erfahrung genug gewarnt und weiß, daß es meist bei dem e i n e n Jugenddrama, bei dem einen Wehschrei bleibt. Schwächlich brennende Lichter erlöschen bald; und aus unserer gesammten revolutionären Literatur, die so sehr in die Weite und so schwächlich nach der Höhe hin gedieh, will sich kaum ein einziges Werk losringen, von dem man hoffen möchte: es sei ein großzugiges, bleibendes Denkmal, ein Spiegel, aus dem einem ein tiefumfassendes Bild unserer Zeit, ihres Wahnens und ihrer Sehnsucht wiederstrahlte.

In Münderberg's „Illusionen“ gestaltet sich die jugendliche Wehlage eher rednerisch, deklamatorisch, als in künstlerischer Anschaulichkeit durchgebildet. Im entscheidenden Moment, da der junge Held sich wider das gesellschaftliche und sittliche Progenitum Hamburg'scher Großköpfe am lautesten empört, spricht er geradezu einen liberalisirenden Leitaussatz, und das in einer Situation, die geradezu nach ein paar knappen, kräftigen Naturlauten drängt. So jugendlich, wie diese Manier, sich alles zu unreechter Zeit vom Herzen zu sprechen, sind auch die Gründe gefaßt, um derentwillen das ganze Lamento entsteht. Der junge Patrizier Alfred Dependorf ist nach Hamburg zurückgekehrt, nachdem er in Berlin eine Tragödie zugleich erlebt und gedichtet hatte. Er mußte das Knabenhafte eigentlich von sich gestreift haben, da einer seiner ehemaligen Gymnasialkollegen bereits Staatsanwalt geworden, der andere als Arzt in Hamburg lebt. Trohdem und trotz einer herben Lebenserfahrung benimmt er sich, wie ein kindisch-überreizter eigensinniger Mensch. Einen jüdischen Freund, den Dr. Marcus, drängt er nahezu seiner übrigen, feudalen Kameradschaft auf; und dieser Marcus selbst hat nicht Takt genug,

eine Gesellschaft zu meiden, in der er Demüthigungen ausgeht ist. Natürlich wird der Jude beleidigt, und Alfred Dependorf züchtigt den Staatsanwalt, der das in bürokratischem Hochmuth gethan hat. Der ist aber ein heimtückischer Geselle und brüht Rache. Er übt sie auch in schmutziger Weise. Daraus nun wird all das Weh und schließlich des Helden Selbstmord erklärt. Das sind die innerlichen Vappalien, an denen der Freiheitschwärmer zu Grunde geht; und hätte man ein Bataillon, ein Regiment solcher Freiheitschwärmer, auch nicht von einem Atom des Drucks, der auf uns lastet, würden wir befreit.

Gespielt wurde im allgemeinen herzlich schlecht, so daß vielleicht manches feinspointirte satirische Wort nicht volle Geltung erlangte. Der Held wurde wie ein netter, nur manchmal verärgerter Junge gegeben. Die Salonszenen kamen im ganzen unbeholfen heraus; die Routine des Gastes Fräulein Krause allein (vom Schauspielhause) wirkte schon erquicklich. Die Schauspieler werden nichts dagegen haben, ungenannt zu bleiben.

— **Anzengruber's vieraktiges Trauerspiel „Hand und Herz“**, das am Sonntag von der „Neuen Freien Volksbühne“ zur Aufführung gebracht wurde, ist eine Polemik gegen die Unlösbarkeit der katholischen Ehe. Görg Friedner war es vor Jahren gelungen, die reiche Erbin Katharine zum Weibe zu bekommen. Auch in der Ehe führt er sein gewohntes Lumpenleben fort, säuft, spielt und läßt den Weibern nach. Bald ist der von der Frau mitgebrachte Besitz so verschuldet, daß er nicht mehr zu halten ist. Görg dreunt bei Nacht und Nebel durch, wird der Diener eines reichen Engländer's, bestiehlt ihn und wird dafür ins Zuchthaus geschickt. Auch seine Frau hat die Heimath verlassen. Sie ist in ein anderes Thal gezogen und bei dem Bauer Weller in Dienst getreten. Bald merkt sie, daß der Bauer ihr gut sei. Er, dem sie bei dem Antritt des Dienstes ihren Mädchennamen angegeben, hält sie für ledig und begehrt sie zur Frau. Lange zögert sie. Sie hat all die Jahre her nie etwas mehr von ihrem Manne gehört, er muß gestorben sein. Und diese Annahme wird zur Hoffnung, die Hoffnung zur Ueberzeugung. Glückessehnsucht kommt hinzu, sie giebt ihr Jawort und verlobt mit Weller glückliche Jahre. Aber der Todtgegläubte lebt noch. Sofort, nachdem er seine Strafe abgesehen, erscheint er wieder in seiner früheren Heimath. Und er zieht aus, seine Frau zu suchen, und findet sie. Aus dem „naiven“ Lumpen, der er früher war, ist im Zuchthause ein berechnender geworden, ein Haderlump. Seine Frau ist ihm gleichgiltig, aber ihr jetziger Mann ist wohlhabend, und so macht er Ansprüche auf sie, um Geld zu erpressen. Es gelingt ihm. In Katharina erwachen Gewissensstrupeln, sie muß zugeben, daß sie in einer Doppelhebe lebt und auch vom weltlichen Gesetze Strafe zu erwarten hat. Der ahnungslose Weller ist ganz zerschmettert, als er den Sachverhalt erfährt; Görg kommt in den Bauernhof und verlobt hier als „Schwager“ gute Tage. Aber Katharina hält es vor Angst nicht mehr aus. Sie beichtet, und der Priester absolvirt sie nur unter der Bedingung, daß sie Weller verläßt. Endlich verspricht sie es, in einer ergreifenden Szene nimmt sie von Weller Abschied; ehe sie wieder in die Fremde wandert. Kaum ist sie hinaus, erscheint Görg, ruft nach ihr und mahnt sie in der Trunkenheit und aus Uebermuth an ihre ehelichen Pflichten ihm gegenüber. Das treibt Weller, der es gehört, das Blut ins Hirn, er stürzt dem Schamlosen nach und schlägt ihn nieder. Der Mord ist umsonst geschehen. Während noch die Leiche des Görg im Hause ist, wird Weller die Kunde, daß Katharina im nahen Gebirge den Tod gefunden. Jetzt hat sein Leben keinen Werth mehr für ihn, er überliefert sich selbst dem Gerichte; nicht als gebrochener Sünder, sondern als Troziger, der Gott fragen will, was er damit gewollt habe, als er die Welt erschuf. — „Herz und Hand“, das nicht zu den besten Stücken Anzengruber's gehört, wurde vor Jahren im „Deutschen Theater“ aufgeführt. Es hat sich damals nicht halten können, und es hat auch am Sonntag nicht besonders gefallen. Das Drama selbst enthält zu viel Episches und es sind speziell katholische Anschauungen und Einrichtungen, gegen die es seine Spitze lehrt. Daß die Musik des Thalia-Theaters nicht besonders weit her ist, mag noch nebenbei erwähnt werden. Gespielt wurde ganz ungleich. Während der Görg des Herrn Rücker vor Leben schrie, waren die Herren v. Friede und Vallentin ihren Rollen in keiner Weise gewachsen. — Die „Neue Freie Volksbühne“ wird während der Abwesenheit Wille's von dem Schriftsteller Ludwig Jacobowski geleitet. —

Das Goethe-Theater (im Vorjahr „Theater des Westens“) wurde am Sonnabend mit Goethe's „Faust“ eröffnet. Am Sonntag bereits brachte Herr Prassch, der jetzige Direktor, die erste Novität, das Schauspiel „Im Dienst der Pflicht“ von Ernst Wichert. Es giebt keinen größeren Hohn auf den Namen, den das Theater im Westen sich beigelegt hat, als dieses loyal-pädagogische Drama Wichert's; und nur das Kleinkinderbewußtsein eines Publikums, wie das vom Sonntag im Goethe-Theater, erklärt es, daß das Stück einigen Beifall fand. So harmlos, wie ein Schulbuch-Erzeugniß, sich Wichert's Schauspiel giebt, so ist es doch nicht ohne einen gewissen zeitgeschichtlichen Werth, als besonderes Merkmal nämlich vom Byzantinergest. Friedrich Wilhelm I., der Held der „langen Kerle“ und „Freund“ der Künste und des Wissens, steht im Mittelpunkt des Schauspiels, und sein absolutistisch-patriarchalisches Regiment wird

darin über alle Maßen verklärt. Wie dieser Fürst im Dienst der Pflicht sich als erhabener Landesvater erweist, wie er Rathsel löst und schwere Prozesse schlichtet, wie er als Gerechtigkeitspender überall auftaucht, wie seinen Fallenaugen nichts entgeht, das ist der Inhalt des Dramas, das mit Schulanekdoten-Kraut vollgepfropft ist. Schade nur, daß Herr Wichert nicht auch den Stod, mit dem Friedrich Wilhelm den ungehorsamen Unterthan höchst eigenhändig zu züchtigen pflegte, als geheiligte Reliquie besungen hat. Schauspielerei bietet das Stück niemandem recht eine Aufgabe. Die Leute auf der Bühne, Kinder und Erwachsene, haben nur ihr Sprüchel herzuheulen und Hurrah zu rufen. —

Musik.

— **er.** **Linden-Theater.** Die Operettenherrlichkeit, für deren Glanzzeit im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater Berlin nur mehr eine wehmüthvolle Erinnerung erübrigte, ist in der letzten „Fledermaus“-Aufführung des Linden-Theaters zu neuem, fröhlichem Leben erwacht. Das Strauß'sche Meisterwerk, das ja in seinem melodischen Schatzüberflusse, seiner feinnusikalischen Lustspielgrazie und echt wienerischen sinnlichen Wärme nicht seinesgleichen in der Vaudeville-Literatur hat, erschien in einer Darstellung, welche der feinen Anmuth und dem sprühenden Witz dieser lebendigen Musik nichts schuldig blieb. Fr. Collin entfaltete als „talentirte“ Kammerzofe eine prächtige, von aller Aufdringlichkeit freie Drollerie im Spiele und eine schöne, große Stimme, deren tadellose Triller und Staccati im Spielcouplet des 3. Actes eine ungewöhnliche Gesangskunst erkennen ließen. Eine gleich vortreffliche Leistung schuf Fr. Zimmermann aus der „Rosalinde“. Von den Herren verdienen Steiner als „flotter Eisenstein“, Siegmund als Gesängnisdirektor und Tachauer als nach „Nordhäuser“ duftender „Frosch“ Anerkennung. Der neue Tenor, Herr Sturm, der tags zuvor als „Bettelstudent“ debütirt hatte, verfügt über jenen Ueberschuss an Bühnensicherheit, der mit Berth und Lage der Noten, sowie mit dem Rhythmus sehr selbstherrlich umgeht. Kapellmeister Korolanyi gebührt für diesen vollgelungenen Abend reiches Lob. —

Erziehung und Unterricht.

— Der Mainzer Stadtvorstand hat beschlossen, in den obersten Mädchenklassen der Volksschulen den Kochunterricht obligatorisch einzuführen. In einem von der Stadt gemietheten großen Saale werden sieben Herde mit sieben vollständigen Kücheneinrichtungen aufgestellt werden, sodas an allen Nachmittagen der Wochentage sieben Gruppen zu je sechs Kindern dort den Kochunterricht genießen. Jedes Kind soll während des 40 Wochen dauernden Unterrichts in allen in der Küche vorkommenden Arbeiten vollkommen ausgebildet werden. Die Einkäufe werden von den Kindern selbst besorgt. Mit dem Kochunterricht wird eine Waarenlehre verknüpft. Das gekochte Essen werden die kleinen Köchinnen selbst verzehren, wobei sie die nöthigen Unterweisungen über das Benehmen bei Tische, die geschmackvolle Herrichtung der Speisen für den Tisch u. s. w. erhalten. —

Meteorologisches.

— Ein Mondregenbogen wurde am Montag der vergangenen Woche, abends kurz nach 9 Uhr, am nördlichen Himmel in Kl. Nuhr (Ostpreußen) beobachtet und war zirka fünf Minuten deutlich zu sehen und zwar als weißer Lichtbogen, dem die bunten Farben fehlten. Als dann wieder dunkle Wolken den Mond überzogen, verschwand derselbe alsbald. Auch aus Jodlanken wird über das Phänomen berichtet; man schreibt von dort: Ein wunderbares Phänomen am abendlichen Himmel haben wir heute beobachten können. Tags heulte ein gewaltiger Sturm, am Nachmittage waren sogar einige Schneeflocken gefallen. Gegen Abend legte sich der Sturm, doch bedeckten dunkle Wolken den Himmel. Allmählig brach der Mond durch die Dunkelheit und leuchtete hell und klar. Da plötzlich um 8 Uhr erschien im Nordosten ein prächtiger Regenbogen bis zu etwa 45 Grad Höhe über die finstere Wolkenwand sich spannend und deutlich alle Farben erkennen lassend. —

Bergbau.

— Ein altes Brandfeld. Der „Königshüttener Zeitung“ entnehmen wir folgende Ausführungen: Wenn schon der Anblick eines gewöhnlichen Bruchfeldes einen traurigen Eindruck macht, so wird dieser noch im höchsten Grade gesteigert, wenn sich hierzu der Grubenbrand gesellt, wenn größere Flächen im Sommer nicht die geringste Vegetation zeigen und im Winter ohne Schneedecke lahl daliegen. Auch in unserer Stadt haben wir in der Nähe des Nebenberges im Winter solche lahle Stellen, wo unten in der Grube ein fortwährender Brand wüthet. An der Chauffee kurz vor Laurahütte befindet sich jedoch eine mehrere hundert Morgen umfassende Fläche, das alte Fannygruben-Brandfeld, welche in Folge des Mangels aller Vegetation sofort in die Augen fällt. Dort steigen noch heiße Dämpfe aus zahllosen offenen Rissen auf, welche sich weit umher verbreiten. Je nachdem das unterirdische Feuer hier und da stärker wüthet oder sich von einer Stelle zur anderen verbreitet, erheben sich manche Theile des Feldes so, daß in den Rissen des Erdbodens die Gluth sichtbar wird oder aus denselben sogar die Flammen herausschlagen, während andere Punkte sich allmählig wieder abkühlen. Der Anblick dieses alten Brandfeldes ist äußerst interessant, und ebenso fesslend ist die Umwandlung der an mehreren Stellen des Brandfeldes zu tage liegenden Gesteine durch die Hitze. Das Fannygruben-Brandfeld bei Laurahütte ist das älteste Brandfeld Ober-

schlesiens. Der erste Grubenbrand wurde dort im September 1823 beobachtet. Er war entstanden durch das Hereinbrechen einer zirka 40 000 Tonnen haltenden brennenden Kleinkohlenhalde bei dem Ausrauben eines Pfeilers auf dem Fannyflöße am Pfeilerschachte. Da man damals meistens nur die Oberhand des Flözes ansah, die schieferreiche und viele Kleinkohlen schüttende 1achter starke Niederbank aber überall anstehen, auch vieles angebaute Firtenlohl, sowie fast alle Kleinkohlen, welche damals keine Verwendung fanden, in der Grube ließ, so verbreitete sich der Brand ungemein rasch, alle Schranken, die man ihm durch Kohlenpfeiler und Mauern setzen wollte, überschreitend. Im Jahre 1844 hatte derselbe nicht nur das Glückflöß ergriffen, sondern wüthete in selbständiger Erzeugung auch schon auf der angrenzenden Carlshoffnungsgrube. Der Versuch, den Brand auf Fannygrube durch theilweise Bewässerung zu bekämpfen, war nicht ganz ohne Erfolg, wurde aber vielleicht nicht in genügendem Umfange ausgeführt und so besteht der Brand noch heute. —

Humoristisches.

— „Das Kukuksei!“ In der „Bresl. Morg.-Ztg.“ erzählt Benno Jacobson: Beim Dramaturgen des „Neuen Theaters“ erschien vor einigen Tagen eine junge, nette Dame, welche ein kleines Packet in den Händen hatte.
„Sie wünschen, Fräulein?“
„Ach, ich war hier am „Neuen Theater“ engagirt, bin aber entlassen worden.“
„Weshalb?“
„Begen absoluter Talentlosigkeit!“
„So!? — Und was woden Sie nun?“
„Ich habe ein Stück geschrieben, ein vieractiges Lustspiel und möchte es Herrn Direktor einreichen!“
„Wie heißt es?“
„Das Kukuksei!“ — Gruppe!! —

Vermischtes vom Tage.

— Ein „Wunder“! Das „Oberchl. Tagebl.“ schreibt: Eine Nonne des Wittwenhauses in Ruda war mit der Reinigung der Heiligenfigur an der auf dem Wege nach Carlshütte befindlichen Kapelle beschäftigt. Dort spielende Kinder erkundeten sich neugierig nach dem Vorhaben der Schwester. Die Antwort: „Die heilige Mutter weint über Eure Ungezogenheit“, übermittelten die Kinder ihren Eltern, welche nichts Gilereres zu thun hatten, als dies als „Wunder“ zu verbreiten. Sofort fanden vor der Kapelle starke Ansammlungen von Leuten statt, welche die Thränen der heiligen Mutter sehen wollten. Die Polizei sah sich genöthigt, einzuschreiten und die Volksmenge auseinander zu treiben. Dies gelang jedoch erst, als auf Verlangen des Amtsvorstehers und Generaldirectors Pieler die Nonne den Vorgang mit den Kindern vor versammeltem Volke erzählt hatte. —
— Aus Reisse wird der „Köln. Ztg.“ unterm 11. September gemeldet: Auf dem Artillerie-Schießplatz bei Thorn brach in der 6. Compagnie des hiesigen 6. Fubartillerie-Regiments der Typhus aus. Die Mannschaften sind hierher zurückbefördert worden. —
— Von einer Lokomotive überfahren und getödtet wurden, wie dem „D. A.“ gemeldet wird, auf der Schmalspur-Bahnstrecke Morgenrot-Beuthen fünf Arbeiterinnen. —
— Aus Stettin, Belgrad und Jaroslaw (Rußland) werden Eisenbahn-Unfälle gemeldet. In Jaroslaw wurden neun Passagiere verwundet, darunter zwei schwer. An den anderen Orten gab's nur Materialschaden. —
— Seinen Vater durch drei Revolvergeschüsse tödtlich verletzt hat in Bruah bei Gelsenkirchen ein 27-jähriger Arbeiter. Er hatte Geld verlangt, aber keines erhalten. —
— In der Nähe von Uralst (Rußland) hat sich ein fanatischer Laienbruder eines Klosters bis zu den Achselhöhlen eingegraben lassen. Als man ihn auffand, war er todt. Neben ihm lagen und standen sechs Stücke geweihtes Brod, Heiligenbilder, angezündete Lampen und eine Flasche Wasser. —
— Kopenhagen, 18. September. Die in auswärtigen Blättern verbreitete Nachricht von dem Ausbruch einer Ruhr-epidemie in Kopenhagen wird von dem „Nihaus Bureau“ auf grund der vorgenommenen ärztlichen Untersuchungen für vollkommen unrichtig erklärt. —
— In Santagata Miltello, Provinz Messina (Italien) hat eine Bäuerin einen Bauer, der ihr in Abwesenheit ihres Mannes nachstellte, niedergestochen. —
— Eine Dynamit-Explosion fand bei den Arbeiten zu einem Tunnelbruchstück auf der Strecke der Eisenbahn Pontevedra-Carril (Spanien) statt. Zwei Personen wurden getödtet, fünf andere schwer verletzt. —
— In Prien am Chiemsee wurden zwei Engländer verhaftet; sie hatten im Igl. Schlosse Quasten von den pruntkollen Vorhängen abgeschnitten. —
— Die Nachricht, daß der Dampfer „Polyphamus“ bei Djabol Lair Beschädigungen erlitten und mehrere Mannschaften verloren habe, hat sich als unrichtig herausgestellt. Der Dampfer wurde von einem andern Schiffe am Sonntag gesehen. Aufsteigend war an Bord alles in Ordnung. —
— In Japan hat am 9. September ein Teifun große Ueberschwemmungen verursacht. Viele Menschen sind zu grunde gegangen. —